



The header features a central illustration of an eagle with its wings spread, perched on a laurel wreath. To the left is the German flag (black, white, and red horizontal stripes), and to the right is the Swiss flag (red with a white cross). The background consists of radiating lines emanating from behind the eagle. Below the illustration, the title "Deutsche Internierten Zeitung" is written in a large, black, Gothic-style font, enclosed within a decorative rectangular border.

Deutsche Internierten Zeitung.



Internierte beim Bestellen der Wintersaat.

(Photographie von Int. Brand, Schinznach-Bad.)





Verkaufsfilialen in allen größeren
Schweizer Städten.





Propheten deutscher Kultur.

Von Gefr. Dr. Nastainczyk, interniert in Weggis.

(Schluß.)

Noch auf einem dritten Gebiete macht sich heute wieder mehr und mehr Fichtes Einfluß geltend: in unserm Bildungswesen. Wie er in seiner „Wissenschaftslehre“ mit überzeugender Kraft die Ansicht vertritt, daß das Wollen die Hauptkraft der Seele sei und auch über die Richtung des Denkens entscheide, so wird er in seinen ethisch gerichteten Schriften nicht müde, auf die eine Aufgabe und die eine Pflicht des Menschen hinzuweisen, „durch die gründliche Verbesserung seines Willens neues Licht über sein Dasein und seine Bestimmung zu bringen“. Besonders die Schrift von der „Bestimmung des Menschen“ möchte gern in diesem Sinne alle Kreise der Volksgenossen anziehen, erwärmen und durch eine „Verbesserung des Herzens zu wahrer Weisheit“ führen. Darum dringt er auch in seinen „Reden“ auf eine gänzliche Veränderung des Erziehungswesens. Mehr Bildung des Willens und Charakters, nicht bloß Erziehung für einen bestimmten Beruf und für einzelne Stände, sondern Erziehung zu Nutz und Frommen der Nation: das ist die Hauptlösung. Mit schroffem Radikalismus verlangt er von den staatlichen Erziehungsanstalten, nicht bloß für literarische Bildung zu sorgen, sondern auch moralisch zu wirken durch Ausrottung der Selbstsucht, Auflösung aller dunklen Gefühle in die Erkenntnis des Rechten, Anregung des Erkenntnisvermögens mit gleichzeitiger Erweckung von Liebe für den Gegenstand des Erkennens — alles Erziehungsfragen, die auch heute noch gelten und nach dem Kriege doppelt gewürdigt werden müssen.

Kein Werk unserer späteren Geistesgrößen erscheint so sehr als Weiterführung der Fichteschen Ideen von Religion, Vaterland und Bildung wie die „Deutschen Schriften“ des Göttinger Professors Paul de Lagarde. Orientalist und Alttestamentler, als sprachlicher und historischer Forscher von ungemeinem Scharfsinn und Entdeckertalent fand er seine eigentliche Seele aber erst in der Beschäftigung mit den brennenden Fragen seiner Zeit (1827—1891). Wenn Fichtes Seherwort, „daß auch in unserm Zeitalter Männer aufstehen werden, welche demselben geben werden, was ihm nottut“ überhaupt schon in Erfüllung ging, dann ist Lagarde einer der geweis-

sagten Propheten. Stets, auch inmitten seiner gelehrten Arbeiten, flammt seine Liebe für das Deutschtum, und sein feurigster Eifer gilt stets der Arbeit um eine deutsche Religion. Freilich vermag auch er trotz seiner glühenden Sehnsucht den jahrhundertelangen Traum einer völkischen Religion nicht zu erfüllen. Aber mit erstaunlicher Kraft und hinreißender Wärme hat er ihr die Wege bereitet. Den Weg zum Ziel sieht er zunächst in der radikalen Wegräumung alles Un-deutschen — ähnlich wie Fichte. Mit einem Achtung gebietenden Wagemut wendet er sich gegen alles Jüdische, Hellenische, Römische, gegen alles Nichttinnerliche, Unmetaphysische, also gegen Dogmen, Schemen, Konfessionen, gegen alles Historische in der Religion. Doch er zerstört nicht nur und fordert. Er bringt unendlich viele feine Richtlinien, die alle in den Zentralgedanken der Neuerung zusammenlaufen: Religion als Persönlichkeitsentfaltung, Religion als wahre, als deutsche Erfüllung der Gedanken Christi! „Religion ist das stille, aber unaufhaltsame, harmonische Auswachsen des eigensten Wesens, das, weil von Gott geschaffen zu sein gewiß, auch überzeugt ist, daß gerade seine vollste und eigentümlichste Entwicklung mit der vollsten und eigentümlichsten Entwicklung des ebenfalls von Gott gedachten Nächsten stets nur einen richtigen Akkord geben wird.“ „Das Evangelium, welches bei seinem ersten Auftreten ganz allgemein menschlich erscheint, wird allmählich und durch die Arbeit der Nation selbst, sozusagen zu einer deutschen Ausgabe kommen, die das Deutschland vorzugsweise Nötige mit der persönlichen Wärme, der herzlichen, zutunlichen Eindringlichkeit hervorhebt und entwickelt, welche das Hauptgeheimnis der ersten Erfolge der Kirche gewesen ist. Jeder Deutsche, der es will, kann mehr und mehr dahin kommen, das Evangelium in sich fleischgeworden erblicken zu lassen.“ Man hört auch sonst allüberall der ergreifenden Inbrunst seiner Stimme an, mit der er Verkünder, Wecker und Mahner zugleich ist, daß es ihm heilig ernst ist mit der Klage, daß das deutsche Volk noch immer gerade dadurch zerrissen sei, was es am stärksten einen sollte: durch seine Religion, und heilig ernst mit seiner Sehnsucht nach einem einigenden

Glauben. Darum werden seine Prophetenworte zur deutschen Religion von ihrer Kraft nichts einbüßen, solange noch ein deutscher Nerv unter dem Eindruck des Erhabenen erzittern kann.

Da Lagarde alle geschaffenen Dinge als Gedanken Gottes begreift und die Menschen als die vollkommensten unter ihnen, sucht er Gott auch nicht über, sondern in der Welt. Aus diesem Grunde erwartet er auch — wie alle deutschen religiös gestimmten Denker von den Mystikern des 14. Jahrhunderts bis auf Arthur Bonus — neue religiöse Offenbarungen aus dem Leben des Einzelnen und besonders des Volkes. Mit genialem volklichem Instinkt erkennt er am Lebenden und Vergangenen den Gedanken, den Gott mit und in dem deutschen Volke gedacht hat, das ist die echte deutsche Volkheit: den deutschen Männern „hinter dem Pfluge und im Walde, am Amboß der einsamen Schmiede und denen, die unsere Schlachten schlagen und unser Korn bauen“, also den unverbildeten Schichten und Gestalten unseres heutigen Volkslebens sieht er ab, was deutsches Volkstum ist; und mit einer Intuition, wie sie vielleicht hierfür nur noch die Gebrüder Grimm besaßen, erkennt er es weiter noch aus den literar- und kulturhistorischen Denkmälern der deutschen Vergangenheit; die reichsten und tiefsten Aufschlüsse über deutsches Wesen bietet ihm aber die deutsche Geschichte, die er als die Geschichte der Natur des deutschen Volkes betrachtet. Freilich vermag er alles Gefundene dann nicht auf eine Formel zu bringen und die deutsche „Volkheit“, wie er das Volkstum mit einem schönen, aber leider vergessenen Ausdruck Goethes benennt, nicht zu definieren, weil sie eine „Kraft ist, die nicht gewogen und umschrieben werden kann“; aber durch viele feine Einzelbeobachtungen bekräftigt er das Resultat Fichtes, der den Hauptunterschied der Deutschen von andern Völkern in ihrer Ursprünglichkeit, ihrem uneigennütigen Entfalten der inneren und äußeren Kräfte, in ihrem Willen zur Tat fand, und das treffende Urteil der Frau von Stael, die die Überlegenheit der Deutschen in der Unabhängigkeit des Geistes, der Liebe zur Einsamkeit und der Eigenartigkeit der einzelnen Menschen erblickte. Die Erkenntnis, daß so viele Deutsche sich von dieser ihrer „Grund- und Stammesnatur“ entfernt hätten, gibt ihm Anlaß zu bittersten Klagen; darum eben sei auch das deutsche Volk innerlich zerrissen und bleibe ungeeint trotz der von Bismarck geschaffenen äußeren Reichseinheit. Erst durch eine gemeinsame Arbeit, die das ganze Volk in Anspruch nähme, würden die Deutschen zu wahrer Einheit gelangen. Diese deutsche Aufgabe und ihre Lösung faßt Lagarde in Worte zusammen, die nach einem glücklichen Friedensschluß wohl unser Kulturprogramm darstellen könnten: „Es handelt sich darum, der Nationalität diejenige Entwicklung zu sichern, welche der in Demut zu beobachtende Wille Gottes verlangt. Dazu gibt es zwei gleichzeitig anzuwendende

Mittel: nach der Seite der Ewigkeit wie nach der Seite der Welt hin muß Deutschland vor eine Arbeit gestellt werden. Es ist, wie jetzt die Dinge liegen, Gottes Gnade, daß Deutschland als solches keine Religion, daß es zu enge Grenzen hat: denn dadurch werden ihm die Arbeiten gewiesen, durch welche es werden kann. Der Kampf um eine ihm innerlich gemäße Form der Frömmigkeit und zweitens Kolonisation sind ein Mittel, welche die noch latente Nationalität der Deutschen zum deutlichen Dasein großziehen müssen.“ Durch das ernste, heiße Ringen aller um eine religiöse Einheit, durch Neubefruchtung der deutschen Gauen vom „Emstal bis zum Rotenturmpaß“ mit echt volkstümlichen Ideen, „durch Errichtung und Beschützung von Kolonien“ in den dunklen Erdteilen wird noch am ehesten — so hoffen wir mit Lagarde — der unserm Wesen so fremde grobe Geschäftsmaterialismus der Gegenwart schwinden und dann unsere deutsche Seele wieder wahr aufleben. Manches von Lagarde Ersehnte hat ja der große Krieg schon gebracht, besonders eine tiefe Verinnerlichung bei vielen, aber weit entfernt sind wir doch noch von der Aufrichtung jenes großen „offenen Bundes, in dem man sich gegen die Laster der noch immer ersichtlich undeutsch beeinflussten Zeit verneinend verhielte, in dem jedes einzelne Glied den treuerzigsten Haß gegen seine eigenen Fehler und eine bescheidene, scheue, aber warme Liebe für alles hegte, was ihm echt zu scheint und als echt erprobt ist“.

Auch der Gedanke der deutschen Bildung erscheint bei Lagarde mit dem religiösen eng verknüpft. Auf den beiden Hauptgrundsätzen, daß eine gute Erziehung in der Gewöhnung des Willens bestehe, stets nur das Gute zu erstreben, und daß jeder Mensch das Gute nach seinen religiösen Vorstellungen bestimme, beruht alles, was er einerseits mit leidenschaftlicher Bitterkeit über das Unheil der gegenwärtigen falschen und andererseits mit glühendem Eifer über den Segen der zu erstrebenden wahren Bildung vorbringt. Weil es im Staate an einer einheitlichen Religion fehlt, kann der Staat auch durch seine Schulen kein einheitliches Ideal sittlicher Vollkommenheit in den jungen Menschen anbahnen. Daher geht wahre Bildung auch grundsätzlich viel weniger vom Staate aus als von den in seiner Mitte vorhandenen Religionsgemeinschaften. Wahre Bildung nämlich ist ja nicht der durch staatliche Vermittlung in den Schulen zu erwerbende Reichtum an Kenntnissen und Fertigkeiten, sondern das sich Tag um Tag schärfende Bewußtsein der Pflicht, mit Ernst und Treue „aus sich das zu machen, was man nur irgend aus sich machen kann“. Wahre Bildung wird jedem zugänglich, der „an dem einzigen Satz festhält, daß er jeden Abend besser zu Bett gehen muß, als er morgens aufgestanden“. Mit solcher Auffassung der Bildung erweist Lagarde dem einzelnen wie dem Staate einen Dienst. Keiner Schicht des Volkes, auch

nicht den Armen und den Handwerkern, spricht er damit die Bildung ab, und für den Staat bedeutet solches Bildungswesen den Vorteil einer „fortwährenden Vermehrung des geistigen Wohlstandes der Nation“. Daß auf unsern „Bildungs“-Anstalten von diesem Geiste noch sehr viel fehle, davon hat sich Lagarde in vielen bitteren Jahren selber als Lehrer überzeugt. Mangel an innerer persönlicher Erziehung, Mangel eines Vertrauensverhältnisses zwischen Lehrer und Schüler, Konflikte zwischen Schule und Elternhaus und noch vieles andere fließt aus der bisher allzu äußerlichen Auffassung der „Bildung“; und an der immer größer werdenden Verflachung und Verödung trägt nach seiner Meinung die „Barbarei“ des Berechtigungswesens die größte Schuld. „Über dieser Sekundärkultur ist der Nation der

Maßstab abhanden gekommen, mit welchem sie wirkliche Bildung messen könnte“. Eine vorläufige Gesundung der Bildungsverhältnisse erwartet er nur von der Beseitigung des Berechtigungswesens, der Ausweisung aller Untauglichen aus den Schulen („im Heere gilt als selbstverständlich das Recht des Königs, jeden Untauglichen aus dem Dienst zu entheben“), und von der Heranbildung von immer mehr „Männern“, Persönlichkeiten für den Lehrbetrieb.

Wenn die Menschen, wie unsere Mystiker sagen, Gottes Gedanken sind und Gottes Offenbarungen einem Volke in und aus dem Leben seiner Großen kommen, dann wollte uns Gott durch die Propheten Fichte und Lagarde sagen, daß wir aus Verstandesmenschen wieder schauende und innerlich bewegte Menschen werden müßten.



Der Kaiser mit Gefolge im Botschaftspark zu Therapia (Konstantinopel).

Die Internierten in Norwegen.

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ vom 23. Oktober 1917 schreibt: „Fünf Monate sind nunmehr verflossen, seitdem Norwegen verwundeten und kranken deutschen, aus russischer Gefangenschaft zurückkehrenden Kriegsgefangenen Gastrecht gewährt. 35 Offiziere, 115 Unteroffiziere und Mannschaften durften bisher den gastlichen Boden Norwegens betreten. So herzlich, wie unsere Feldgrauen bei ihrer Ankunft auf norwegischem Boden empfangen wurden, ebenso vorzüglich ist auch die Unterbringung und Verpflegung gewesen, die sie während der ganzen Dauer der Internierung genossen. In herrlicher Gegend sind Offiziere und Mannschaften in den von der norwegischen Regierung zur Verfügung

gestellten, mit allen Bequemlichkeiten und sanitären Einrichtungen ausgestatteten Quartieren untergebracht. Der aufmerksamen ärztlichen Behandlung und der ausgezeichneten Verpflegung ist es zu danken, daß sie sich ausnahmslos gut erholten und viele von ihnen volle Genesung gefunden haben. Jetzt, nachdem von den deutschen Internierten die ersten 19 Offiziere und 89 Unteroffiziere und Mannschaften nach Deutschland entlassen und in bester körperlicher Verfassung am 1. Oktober in Saßnitz eingetroffen sind, nimmt Deutschland Gelegenheit, der norwegischen Regierung und dem norwegischen Volke für das Werk der Nächstenliebe den aufrichtigsten Dank auszusprechen. Die freigewordenen Plätze werden

von anderen internierungsbedürftigen deutschen Kriegsgefangenen, die noch in russischer Gefangenschaft schmachten, ausgefüllt werden. Anerkennung gebührt vor allem den Personen, die in aufopferungsvoller Tätigkeit an dem Internierungswerke mitgeholfen haben, insbesondere dem Vorsitzenden des norwegischen Komitees für Kriegsgefangenen-Hospitalisierung, Sanitäts-

general Daae, ferner dem Präsidenten des norwegischen Roten Kreuzes, Herrn Darre-Jenssen, sowie der Vorstandsdame Fräulein Luise Keilhau. Ihrer und der vielen anderen, die in anerkennungswerter Hingabe an diesem Werk menschlicher Nächstenliebe mitgearbeitet haben, gedenkt das deutsche Volk in Dankbarkeit."

Die Lage der deutschen Textilindustrie.

Obwohl Deutschland vom direkten Verkehr mit den hauptsächlichsten Baumwolle liefernden überseeischen Ländern seit mehr als drei Jahren vollständig abgeschnitten ist, zeigt sich in der deutschen Textilindustrie doch noch eine außerordentliche Tätigkeit. Freilich die Verarbeitung von reiner Baumwolle, die in erster Linie für die Armee vorgenommen wird, bewegt sich aus offensichtlichen Gründen in sehr engen Grenzen. Indessen ist in die Baumwollindustrie durch das Auffinden und die Verwendbarkeit immer neuer Ersatzrohstoffe ein recht frischer Zug gekommen, so daß viele Unternehmen, die unter den günstigen Verhältnissen der Friedensjahre mit unbefriedigenden Abschlüssen gearbeitet haben, sich erholen und hohe Betriebsgewinne und Dividenden aufweisen konnten. Als Ersatz für die fehlende Rohbaumwolle wird in erster Linie die Nessel-

faser verarbeitet. Zur Erzeugung und Bewirtschaftung dieses wichtigen Produktes hat sich die mit einem Kapital von fünf Millionen Mark arbeitende Nessel-Anbaugesellschaft gebildet, die schon recht ansehnliche Erfolge erzielt hat und ihre Erträge durch immer weitere Vergrößerung der Anbauflächen mit Glück steigert. Eine andere Betätigung findet die deutsche Baumwollindustrie in der Verarbeitung von Papiergarnen und -Geweben. Diese Erzeugnisse, wie Treibriemen, Bindfaden, Säcke, Tücher, Handtücher, Arbeiteranzüge usw. haben den an sie gestellten Anforderungen in jeder Weise genügt und sowohl in der Industrie als auch im täglichen Leben eine ungewöhnlich große Verbreitung gefunden. Es ist nicht zweifelhaft, daß sich auf diesem Fabrikationsgebiet auch für die Friedenszeit weite Aussichten eröffnen.



Des Gefangenen Rettung.

Und Blumen auf dem Brette!
Wenn auch von wenig Stroh
Und schlecht die Lagerstätte,
Wenn ich den Schmuck nicht hätte,
Wär ich nicht halb so froh.

Daheim die schönsten Rosen,
Mit Kunst zum Strauß gebracht.
Hier roter Mohn in losen
Büscheln nur wenig großen,
Wie das vergessen macht!

Vergessen! Tag und Stunde!
Wo mein geqälter Sinn
In ewig enger Runde
Ersehnt die frohe Kunde,
Daß wieder Mensch ich bin!

Nur voll und satt die Farben,
Nichts Grünes, nur was blüht;
Das hilft der Seele darben!
Gott half, daß sie nicht starben,
Die Blumen und mein Lied.

K. I., Int., Davos.

Über die Versorgung der Arbeitskommandos mit Lesestoff.

Bei der großen Ausdehnung, die das System der kleineren und mittleren Arbeitskommandos, die formell zum Stammlager gehören, in Frankreich angenommen hat, ist es unmöglich, alle diese Detachements von der Bücherzentrale Bern aus direkt zu versorgen. Das Bestreben der Bücherzentrale ging daher schon lange dahin, zu

erreichen, daß die einzelnen Stammlager, in denen sich durchweg nunmehr größere Bücherbestände befinden, ihre Detachements selbst versorgen. Anregungen hierzu sind bereits durch Versendung von Rundschreiben des öfteren gemacht worden. Die Hauptschwierigkeit war im allgemeinen technischer Natur sowie der Widerstand verschiedener Lagerkommandanten. Auf ein letztes Rundschreiben gingen nun von den größeren

Lagern teils recht erfreuliche Antworten ein, die eine gute Organisation in der Bücherversorgung der abgezweigten Detachements schildern.

Nachstehend geben wir im Auszug die Berichte wieder, wie sie der Bücherzentrale zuzugingen:

Agen. Die gelieferten Bücher werden auch den Detachements durch monatlichen Austausch zugänglich gemacht. Die der Lagerbücherei von den landwirtschaftlichen Gruppen etc. mitgeteilten Wünsche werden aus dem Bestande der Bücherei erfüllt oder an die Berner Bücherzentrale weitergeleitet. Der Unterstützungsausschuß hat freien Schreibverkehr mit allen Kommandos. Die zu Agen gehörige große Arbeitsabteilung Fumel verwaltet sich selbst und hat eine eigene Bücherei.

Bordeaux-St. Louis. Es besteht die Erlaubnis des Kommandanten, die Detachements Le Palud, Le Teich, Gradignan, St. Symphorien, Labothière mit Lehr- und Unterhaltungsbüchern zu versorgen. Das Lager verfügt über eine Wanderbücherei des C. V. j. M., die von Detachment zu Detachment gesandt wird.

Bressuire. Die Bücher der Lagerbücherei werden sowohl im Lager als auch auf den Kommandos gelesen, doch konnten bisher noch nicht alle Detachements versorgt werden.

Fort d'Asnières. Bücher der Lagerbücherei werden nur im Lager selbst gelesen. Das Lager ist Aufnahme- und Gefangeneneinrichtung, die von der Front und aus den Lazaretten kommen. Außerdem werden dort Feldwebel, Offiziersaspiranten und Intellektuelle gesammelt, die später Speziallagern überwiesen werden sollen.

Fort du Mürier bei Grenoble. Sämtliche Bücher der Depotbücherei stehen allen Arbeitskommandos zur Verfügung. Bisher sind an 28 Detachements Bücher ausgeliehen worden; dieselben werden, nachdem sie gelesen worden sind, von der Depotbücherei ausgetauscht. Im Depot selbst sind selten mehr als 100 Mann anwesend, die zum größten Teil im Lager beschäftigt sind.

Ile Longue. Die von Bern zugesandten Bücher werden fast ausschließlich im Lager gelesen. Nur einige Kommandos, die von dort aus auf Arbeit gingen, sowie benachbarte Soldatenlager wurden mit einigen kleineren Sendungen bedacht. Es erhielten:

Detachment Morlaix (Dép. Finistère) . . .	23 Bände
„ Lanvéoc („ „) . . .	58 „
„ Poissy („ Seine et Oise) . . .	22 „
Hospital Brest . . .	50 „

Vom Lager Crozon sind der Bücherei 100 Bände zum Eintausch zugegangen. Es sollen wie bisher Bücher an andere Detachements abgegeben werden. Von der Lagerverwaltung ist die Bücherei nicht ermächtigt, Bücher an andere Lager zu senden. Es wird stets von Fall zu Fall von neuem die Erlaubnis der Präfektur eingeholt. Die Lagerbücherei hat versucht, einige von der französischen Zensur durchgesehene Bücher an das Hospital Brest zu senden, jedoch sind, bis auf einige kleinere Sendungen, die Pakete zurückgekommen.

Kerlois (Zivillager). Internierte, die dem Lager angehören, aber außerhalb desselben arbeiten, werden nicht mit Büchern vom Lager versorgt.

La Lande. Von der Lagerbücherei werden alle Detachements, die zum Depot gehören, auch wenn solche neu gebildet werden, mit Büchern versehen. Eine Ausnahme bildet Gruppe 09 Bergerac, die auf direktes Gesuch von der Bücherzentrale mit umfangreichem Lesematerial versorgt worden ist. Die Zahl der Arbeitsgruppen beträgt etwa 60 mit einer Leserschaft von 1600 Mann. Gruppen, die längere Zeit bestehen, senden die gelesenen Bücher ein und erhalten eine neue Auswahl vom Depot.

La Pallice. Die von der Bücherzentrale gesandten Bücher werden nur im Lager gelesen; die Detachements werden nicht vom Lager aus versorgt. Ausgenommen sind die 5 größten Detachements, denen eine Bücherei von je 75 Bänden übersandt worden ist. Für die Detachements bestehen Spezialbibliotheken (Wanderbüchereien), die vom C. V. j. M., Genf, zur Verfügung gestellt sind und deren Austausch durch die Paketverteilungsstelle erfolgt.

Le Havre. Von dort sind 2 Detachements mit Büchern zu versehen, wozu bisher die vom C. V. j. M. gelieferten Wanderbüchereien verwendet werden. Da diese bald von allen Beteiligten gelesen sein werden, wird um eine weitere Büchersendung zur Ergänzung der Kommandobüchereien gebeten.

Marseille-Oddo. Im Lager Oddo befinden sich z. Zt. (19. Sept.) etwa 2000 Mann, in den vom Lager zu versorgenden Detachements ungefähr 500 Mann. Da die Leselust bedeutend gestiegen ist, ist namentlich an guten Romanen stets Mangel.

Montfort. Die bisher von der Bücherzentrale gesandten Bücher dienen in Ergänzung der übrigen sich hier befindenden Bücher nicht nur dem Lager, sondern stehen auch den dem Lager zugeteilten Detachements zur Verfügung, mit welchen es durch Erlaubnis der Kommandantur in brieflicher Verbindung steht.

Wegen der Arbeitsverhältnisse auf den Detachements haben die Leute dort draußen weniger Bedarf an Lehrbüchern als an Unterhaltungslektüre; man kommt jedoch allen Wünschen so weit als möglich entgegen. Außer den von M. an die Detachements gesandten Büchern befindet sich in jeder Gruppe eine Kiste mit Büchern, die vom C. V. j. M. gestiftet sind. Diese Bibliotheken wechseln nach einem vom Kommandanten aufgestellten Schema von einem Detachment zum andern, ohne ins Lager zurückzukommen. Die Kistchen enthalten 24—32 Bücher verschiedenen Inhalts. Die von M. zusammengestellten Pakete enthalten hauptsächlich in der Bücherei doppelt vorhandene Exemplare. Die Zahl der Bücher richtet sich nach der Stärke des Kommandos. Wenn die Bücher eines Paketes ausgelesen sind, kommt das Paket zum Lager zurück und wird durch eine andere Auswahl ersetzt.

Roche Maurice. Die Lehr- und Unterhaltungsbücher werden nicht nur im Lager gelesen, sondern auch auf Kommandos gesandt. Ist ein Besteller im Zeitraum zwischen Bestellung und Lieferung auf Kommando gekommen, so wird ihm das Gewünschte nachgesandt. Im Austauschverkehr steht das Lager mit folgenden De-



Titelblatt eines Theaterprogramms von Ile-Longue.
Zu „Die versunkene Glocke“ von G. Hauptmann.
Entworfen und ausgeführt von dortigen Zivilgefangenen.

tachements: Génie bois, Ile de la basse Loire, Caffinean, Donges, Raffinerie Chantonay, Château d'eau, St. Etienne, Forêt du Gavre.

Romorantin. Das Depot versorgt die meisten der dazugehörigen Detachements. 17 Detachements besitzen Wanderbüchereien des C. V. j. M. Die Wanderbüchereien sowie die vom Hauptdepot gelieferten Bücherpakete werden mit Erlaubnis des Kommandanten durch die Lagerbücherei nach Rücksendung umgetauscht.

Rochefort. Es wurde versucht, mit den angegliederten Detachements in Tauschverkehr zu treten, aber „wenig Entgegenkommen“ gefunden. Außer 3 größeren Lagern mit 100—350 Mann gehören etwa 80 landwirtschaftliche Kommandos zu je 5 Mann zum Depot. „Diese Bücher zuzustellen, ist schwierig, besonders auch deshalb, weil solche Detachements oft während ihres Bestehens andern Depots angegliedert werden. Jedoch wird nochmals versucht werden, mit den größeren Kommandos (Saintes, Thonnay-Chare te, Rochefort-Arsenal) Fühlung zu bekommen.“

Sistéron. Die von der Bücherzentrale Bern übersandten Bücher werden sowohl im Lager als auch auf den dazu gehörigen Detachements, z. B. St. Auban, Manosque, Dabisse, St. Tulle, Dét. agricole Sistéron ausgegeben. Es ist allen zum Depot Sistéron gehörenden Detachements mitgeteilt, daß in der Hauptbibliothek Bücher leihweise zu haben sind. Die Nachfrage ist aber nicht groß. Dagegen werden die Bücher von den Mannschaften im Lager eifrig gelesen.

Tours. Das Lager besitzt die Erlaubnis zum Versand von Büchern an seine Arbeitskommandos. Auf diese Weise werden 40—50 auswärtige Detachements versorgt, von denen außerdem eines über eine selbständige Bücherei verfügt.

Toulouse. Die von der Bücherzentrale gelieferten Bücher werden nur im Lager gelesen. Es besteht die Erlaubnis, Bücher leihweise an die Arbeitsabteilungen zu senden, doch ist noch von dort aus keine Bitte um Übersendung von Büchern eingegangen.

Vierzon. Die Lehr- und Unterhaltungsbücher, mit denen das Lager versehen ist, werden nur von Leuten, die sich im Lager befinden, oder von solchen, die das Lager auf der Reise berühren, gelesen. Mit Detachements steht das Lager nicht in Verbindung.

Notizen.

Neue Detachements. Querigny zu Nevers. Fos s. m. und Salin de Pesguiers zu Miramas. Migné zu La Pallice. Couloumé-Mondépat, Mourède, Cazaubon und Astafort zu Agen. St. Paul zu Toulouse-IV. Pleybre-Crist, Mellac, Nizon, Le Trévaux zu Brest-Kéroriou. Loiret, Sandillon, Bardy, Rendun, Vitry-Aux Loges, Baron und Gemigny zu Orléans. Chêne Vers zu La Lande. Jours und Moloy zu Fort de Varois. Ecuisses und Grattey zu Fort de Sennecey. Geni Bois, Caffineau, Donges, Raffinerie Chantonay, Château d'Eaux zu RocheMaurice. Turvale zu Castres. Crucy le Chatel und Villeneuve s. Jonne zu Montargis. Liffre, Thorigné z. Montfort. Dabisse und St. Tulle zu Sistéron.

Zivillager Luçon. In Heft 42—43 d. deutschen

Internierten-Zeitung haben wir mitgeteilt, daß das Lager Luçon, das in der amtlichen französischen Liste erstmalig im September genannt wird, ein Speziallager für Elsaß-Lothringer sei. Von einem Internierten erfahren wir nun über das Lager folgendes:

„Ich war vom 15. 4. 17—16. 10. 17 in Luçon interniert. Das Lager war früher ein rein elsässisch-lothringisches Lager, ist aber in den Monaten Februar und März 1917 von allen nichtdeutschen Elementen gesäubert worden. Vor unserer Abreise von Luçon befanden sich dort 76 Elsaß-Lothringer (Männer, Frauen und Kinder), die im April aus den Lagern Ajain, Luçon und Viviers dort gesammelt wurden. Ferner waren dort immer 50 deutsche (aller Bundesstaaten, österreich-ungarische, türkische

und bulgarische Zivilinternierte untergebracht, die von den beiden Lagern Ile Longue und Ile d'Yeu kamen und zu Feldarbeiten verwendet wurden. Den Elsaß-Lothringern ist mitgeteilt worden, daß sie amtlich und in Behandlung als rein Deutsche betrachtet werden.



Motiv aus dem Offizierslager Clergoux-Sedières. Linoleumschnitt von Leutnant Hoffmann.



Orchester des Lagers Montfort sur Meu.



Lied der deutschen Internierten am Vierwaldstättersee.

Wie blau der See! Wie hell die Berge!
Ein Horn grüßt von der Rigifluh.
Mit sachtem Ruder treibt ein Ferge
Die Barke seinem Ufer zu.

Gut wohnt sich's hier im Grüngelände
Nach fremder Fesseln Last und Schmach.
Der Schein der Schlachtenfeuerbrände
Lohnt matt nur in der Seele nach.

Doch fliegen täglich die Gedanken
Zu dir, du fernes Heimatland.
Noch steh'n die Brüder in den Schranken,
Noch brauchst du deiner Söhne Hand.

Und Leid und Liebe, sie beschweren
Das Herz mit zwingender Gewalt.
Du holde Stunde, heimzukehren
O schlage bald! O schlage bald!

Ernst Zahn.

Carpe Diem!

Eines der kontrastreichen Bilder ferne dem Weltkrieg und ihm doch so nahe verwandt, bietet der Zug der schweizerischen Bundesbahn auf seinem rastlosen Wege von Lyon nach Konstanz, eine Fülle von Menschenschick-

freundlicher Klang wieder an sein Ohr schlägt — wie damals beim Abschied aus der Heimat. Und so rollen die Züge dahin jahrein und jahraus ihren Weg durch die Schweiz nach Deutschland mit schwerverwundeten Kriegern, mit Sanitätspersonal, mit Zivil-



Deutsche Frauen beim Päcklipacken in Bern.

salen aus dem Chaos dunkelster Trauer hinüberrollend in eine freundliche Gegenwart und Zukunft. Wie oft ist er schon erklingen, der Freudenschrei aus befreiter Brust, wenn hinter Bellegarde die Schweizer Grenze überschritten ist, und das Geleise dem gesegneten Ufer des Genfer Sees zustrebt, wenn beim Klänge der Abendglocken der letzte trübe Tag versunken ist. Hell glänzt der Dank aus glücklichem Auge dem Feldgrauen in seinem arg entstellten Königsrock, in dem er ehrende Wunden empfangen und Schimpfliches erleben mußte, wenn ihm zum ersten Male seit langem eine gültige Hand die Liebesgabe reicht und

personen, die in Feindeshand geraten waren. Und andere Züge bringen jene, denen die Heimat noch nicht offen steht, die im gastlichen Schweizerland sich a's Internierte von Verwundung, Krankheit und Kummer erholen sollen. Ein ständiges Wegeschiffchen saust es hin und her von Lyon nach Konstanz und wieder zurück.

In dem Buch der unvergeßlichen Erinnerungen sind die Eindrücke niedergeschrieben, die den Glücklichen bewegen, dem eine solche Fahrt durch das Schweizerland vom Schicksal beschieden war und im Buche der Ewigkeit

besteht für alle Zeiten das hohe Lied der edlen Barmherzigkeit, die hier in der Schweiz inmitten des Weltkrieges zu vollster Blüte gelangte.

Eine hervorragende Rolle bei diesem Liebeswerk ist der Frau beschieden. — Nach dem eindrucksvollen ersten Empfang in Genf durch das schweizerische Rote Kreuz und liebe deutsche Landsleute kommen die Internierten- und Austauschzüge dem feststehenden Fahrplan gemäß um Mitternacht oder noch später in der Bundeshauptstadt an. Trotz der unbequemen Zeit ist im Sommer wie im Winter, im Regen oder Schnee der Bahnsteig überfüllt. Das weibliche Element herrscht vor. Man will den lieben Landsleuten die kurzen Minuten des Aufenthalts so schön wie möglich gestalten und ihnen zeigen, daß auch hier treugesinnte Herzen für sie schlagen. Rosen im Sommer, Tannenzweige um Weihnacht. Hier werden Erfrischungen vom deutschen Hilfsverein gereicht, dort Blumen von jungen Mädchen dargeboten. In großen Körben sind die „Päckli“ untergebracht. Jeder Internierte oder Ausgetauschte erhält ein solches Paket mit einigen nützlichen Gaben von gütigen Frauenhänden bereitet. Wieviel Liebe und Herzengüte ist damit hineingepackt worden und wieviel Tausend Päckli haben sie schon verfertigt und wieviel Tausend werden sie noch ihren Landsleuten darreichen! Viele Geber sind fähig und ständig hilfsbereit und von unbekannter Hand erhält der beschenkte Graue sein Päckli und ein freundliches Leuchten seiner Augen sagt Dank.

Doch einige dieser geheimnisvollen wohlthätigen Quellen muß der nüchterne Beschauer näher betrachten und würdigen, um das Werk der Liebesgaben richtig beurteilen zu können. Neben der großen deutschen „Volksspende für Kriegsgefangene“ gewähren die Mittel für diese Wohlthätigkeit freigebige Deutsche in der Schweiz. Das „Päckli“-Wesen selbst ist in praktischer Weise organisiert von den Damen des deutschen Hilfsvereins und dem „Hilfsdienst für Kriegs- und Zivilgefangene in Frankreich“ (Delegierter des Roten Kreuzes E. Capitain). Die letztere Sektion ist bekanntlich der Abteilung des Vertreters des Kriegsministeriums in Gefangenensfragen bei der Kaiserlich Deutschen Gesandtschaft in Bern (Major von Polentz) angegliedert.

Auf dem Bilde sehen wir einen kleinen Ausschnitt des wohlthätigen Werkes: Unsere Berner Damen bei der Arbeit, wie sie den zahllosen und namenlosen Päckli die letzte Weihe geben. Wahrhaftig der alte Horaz hätte seine helle Freude daran, wie gut eine deutsche Hausfrau sein Carpe Diem versteht. — Vergelt's Gott tausendfach! — Nur ein schlichtes äußeres Dankes- und Erinnerungsschild hat die Abteilung für Gefangenensfragen an die unermüdeten Wohltäterinnen für das Liebeswerk im gastlichen Schweizerland zu vergeben, eine einfache Brosche in Münzform, auf der im Relief eine edle Frau steht, die ihre Arme ausbreitet über ihre Schützlinge. Und das Bild trägt die Unterschrift der „Helvetia benigna“.

Baumbach.

Brunnen.

Der hiesige Internierten-Gesangverein „Feldgrau“ veranstaltete am Dienstag den 30. Oktober einen Theaterabend, der sehr stark besucht war. Der Verein selbst sang mit viel Wärme und Empfinden „Der Lindenbaum“, während das Quartett „Feldgrau“ im „Stilleben“ durch klare, allen Schwierigkeiten gewachsene Stimmen überraschte. Beide Darbietungen bezeugten, daß dem Verein in seinem Dirigenten, Herrn W. Karger, ein fleißiger Musiker vorsteht. Herr K. Schmidt, der schon als Geigenvirtuose in dem Konzert am 14. Oktober reiche Zustimmung gefunden hat, zeigte auch jetzt wieder im „Kalif von Bagdad“ sein vielseitiges Können und erntete im zweiten Teil des Abends nicht weniger Beifall mit seinem Zithersolo. Er beherrscht dieses Instrument ebenso meisterhaft wie die Geige. In dem Studentenstreich „Der Bräutigam ohne Braut“ gefiel besonders Schumm; die übrigen Mitwirkenden, Sternke als Rentier, Fröhner, Geßner, Nielen und Ziegler als Studenten, sowie Sommer als Geldverleiher gaben sich recht viel Mühe. In dem Schwank „Der Herr Direktor“ zeigte neben den Herren Ziegler als Gutsbesitzer, Nielen als Rentier und Schumm

als Restaurateur, Herr Fröhner gute schauspielerische Auffassung in der Rolle des Kellners Fritz. Auch die Schauspielerin Millini und der eifersüchtige Russe, von diesem Überoberkellner imitiert, waren recht glaubhaft dargestellt. Den Schluß bildete der Scherz „Auf dem Polizeibureau“ mit Herrn Geßner als Rentier Käsemadel aus Meißen, eine Figur von erschütternder Komik und von G. echt und unverfälscht wiedergegeben, mit Herrn Fröhner als dessen Tochter Malchen und schließlich Herrn Führer, in dessen Händen auch die Regie des Theaterabends gelegen hatte, in einer Verwandlungsrolle als Polizeidiener, als hungriges Schreiberlein, als Wachtmeister, Assessor und Direktor. Das vielseitige Verlangen nach einer öfteren Wiederholung solcher Abende zeugt von dem Gelingen der Veranstaltung. F.

Bern.

Das E. K. II. wurde in den Monaten Oktober und November in feierlicher Weise an folgende in Bern internierte Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften übergeben:

Name	Tag der Aushändigung
Feuerw. Wayand	3. 10. 17.
Lt. Pinkernelle	5. 10. 17.
Musk. Aug. Schleicher	8. 10. 17.
Lt. Helm. Wegner	29. 10. 17.
Untoffz. Al. Scholem	29. 10. 17.
Dragoner Herm. Grünebaum	29. 10. 17.
Jäger Fr. Fröhlich	7. 11. 17.
Vizefeldw. W. Vennedey	10. 10. 17.
Gefr. H. Wiese	10. 11. 17.
Gefr. Ludw. Ganser	10. 11. 17.
Die Friedrich-August-Medaille erhielten:	
Gefr. K. Laas	6. 11. 17.
Sold. Paul Dreßler	6. 11. 17.
Sold. Ernst Schmidt	6. 11. 17.
Ers.-Res. J. Müller	6. 11. 17.
Ers.-Res. W. Palaschewsky	6. 11. 17.

Das Mecklenburg-Schwerin-Kreuz II. Kl. erhielten: am 31. 10. 17 Gren. Er. Strufe und Wehrm. O. Pommerenke.

Weggis.

Es wurde verliehen das E. K. I. an Leutnant d. R. Kästner, 10. bayr. Reserve-Feldartillerie-Regiment, das E. K. II. an Leutnant d. R. Wallmann, Füs.-Regt. Nr. 34.

Am 28. Oktober veranstaltete das Internierten-Quartett „Edelweiß“ im Hotel Post einen Unterhaltungsabend. Trotz des starken Regens waren zahlreiche Zuschauer erschienen. Die Vorträge wurden recht beifällig aufgenommen. Ernstes und Heiteres, Volkstümliches und höhere Kunst wechselten in harmonischer Folge.

Trogen und Speicher.

Am 29. Oktober kehrten fünf Kameraden, darunter der Ortschef von Trogen, in die Heimat zurück. Am 27. fand abends eine schlichte Abschiedsfeier im Gasthof „Zum Schäfli“ statt.

Mit der letzten Oktoberwoche hat der Unterricht begonnen. Es sind zunächst die Fächer Deutsch, Rechnen, Raumlehre, Geschichte, Bürgerkunde und Erdkunde vorgesehen. Einstweilen können aber nur wenige Leute an dem Unterricht teilnehmen, weil infolge der Heimbeförderung nur noch sehr wenige Internierte hier sind und diese stark zu Gelegenheitsarbeiten herangezogen werden. Die Leute, die nicht durch Arbeit verhindert sind, nehmen die Gelegenheit, ihre Kenntnisse aufzufrischen und neue zu erwerben, gerne wahr.

Unsere Bücherei wurde neu geordnet; sie umfaßt in Trogen 571 und in Speicher 113 Nummern. Dr. P. B.

Reformationsvortrag in Weesen.

Mittwoch den 24. Oktober versammelten sich im Saale des Hotels Speer die in Weesen untergebrachten Internierten protestantischen Glaubens zu einem Vortrag, der von dem schweizerischen Feldprediger Herrn Hauptmann Jaeger aus Ober-Rieden zum Gedächtnis des Reformations-

festes gehalten wurde. Von den Internierten im Herzen warm begrüßt und willkommen geheißen, erinnerte er im Verlaufe seiner Rede an die Bedeutung des Festes — an die Pflichten und Aufgaben, deren wir uns als protestantische Männer und Christen jeder Zeit, ganz besonders aber in diesen Tagen gewaltiger Geschehnisse bewußt sein mögen. In warmen Worten gedachte er der Männer jener Zeit, die heute vor 400 Jahren im Kampfe für die Errichtung der heute bestehenden protestantischen Kirche ihre ganze Kraft, ihr ganzes Können und Wissen und nicht zuletzt ihr Leben eingesetzt haben. Als Grundton in seiner Rede aber hallten die Klänge des alten bekannten Lutherliedes „Ein feste Burg ist unser Gott“ und mahnten und erinnerten uns in dieser Stunde an die führende Hand Gottes, die schützend und schirmend über der Krone der deutschen Eiche ruht.

Ziegert.

Ragaz.

Am Dienstag den 2. Oktober, mittags, fand die Hochzeit des Vizefeldwebels Klein statt.

Am folgenden Tage unternahmen 14 im Bergsteigen schon mehr geübte Soldaten unter der Führung von Hauptmann von Sichart eine Besteigung des Falknis, 2600 m. Bei wunderbarem, klarem Wetter wurde bis zur Enderlinhütte gestiegen, wo übernachtet wurde. Am folgenden Morgen trat der Trupp den Aufstieg zum Gipfel an, der in sechs Stunden erreicht wurde.

Am 18. Oktober fand im Hotel „Bristol“ ein Konzert statt, das allen Anwesenden einen gemütlichen Abend bereitete. Zwei Tage später, den 20. Oktober, waren alle Internierten zur Versammlung des deutschen Hilfsbundes eingeladen. Vorzügliche Lichtbilder von der Alpenwelt wurden dabei vorgeführt.

Die Internierten aus Rorschach besuchten am 25. Oktober Ragaz und die Taminaschlucht.

Am 27. Oktober trafen 78 Zivilinternierte aus Frankreich ein.

Mitloedi.

Die Mitloedier Interniertenwerkstätte stand dieser Tage im Zeichen der „Ausstellung“. An zwei Orten des lieblichen Glarnerländlis, in Schwanden und in Näfels, wurden unsere Kunstprodukte — seidene Lampenschirme und dazugehörige Ständer — durch öffentliche Ausstellung dem Publikum zugänglich gemacht. In Schwanden war uns dazu ein Nebenraum der Schulaula, in Näfels ein Zimmer des Freulerpalastes durch freundliches Entgegenkommen des Gemeindepräsidiums beider Orte zur Verfügung gestellt worden. Den lebenswürdigen Schweizer Behörden auch an dieser Stelle nochmals unseren herzlichsten Dank!

Zahlreiche Schaulustige besichtigten die jeweils drei Tage währende Ausstellung. Wenn wir auch nicht alle Lampen verkauften, so haben die Glarner Ausstellungstage dennoch voll und ganz ihren Zweck erfüllt, den Zweck, die Bewohner des Kantons mit unserer Arbeit bekannt zu machen und sie dafür zu interessieren. Dies beweisen schon die verschiedenen Bestellungen, die seither in unserer Werkstätte eingegangen sind.

Soldat Daniel Niemitz, I.-R. 76, erhielt dieser Tage das E. K. II. durch den Platzkommandanten Herrn Hauptmann Dr. Spieler feierlichst überreicht.

Interniertenspende.

Anlässlich der 7. Kriegsanleihe hat sich die Interniertenspende, deren Grundstock bei der 6. Anleihe gelegt wurde, auf 33000 M. erhöht. Die Zinsen dieses Kapitals werden zur Unterstützung der hilfsbedürftigen Hinterbliebenen gefallener Kameraden unter besonderer Berücksichtigung der in der Gefangenschaft Verstorbenen verwendet.

Kußnacht a. Rigi.

Am 30. Oktober hielt der Feldkaplan der deutschen Internierten, Pater Pankratius, einen Vortrag im Hotel „Mon Séjour“ über das Thema: „Deutsche Art und das Wesen wahrer Vaterlandsliebe.“ K.

Einer von Vielen! — Du!

Mit Beifolgendem habe ich meinen Egoismus, dem das Wohlleben in der Schweiz besser behagen wollte als das Aus- und Haushalten in Deutschland, bezwungen. Und morgen stehe ich vor der schweizerischen Austauschkommission. Wollte Gott, sie läßt mich ziehen.

Vielleicht helfen diese Worte auch anderen. Deshalb sende ich sie Ihnen zu. Hochachtend
Ernst Jansen, Untoffz., R.-I.-R. 30, Disentis, Hotel Post.

Die gastliche Schweiz hat mich aufgenommen, dem Leben wiedergegeben. Ich habe mich erholt; die Nerven sind gestärkt, bald geht's der Heimat zu! Gott Lob!

„Was nun?“ — — Das Vaterland ruft Dich! Deutschland braucht Dich! Nicht mehr zum Kampf in männermordenden Schlachten. Nein. Deine Arbeit. Deine Kraft. All Dein Fühlen und Sein. Ob in Deinem Beruf? Vielleicht. Vielleicht nicht! Es ruft — es braucht Dich. Das andere ist gleich. Laß all Dein Grübeln. „Sorg nicht zu viel, es kommt doch wie's Gott haben will!“

Denk einmal zurück!

Nun bist Du 30, wohl gar Ende der 30, anfangs 40 Jahre. Krankheit der Eltern, Ungunst der Verhältnisse, teils eigene Schuld hieß Dich allzufrüh die Schule mit der Arbeitsstätte vertauschen. Deinen Arbeiten war Erfolg. Inzwischen genügtest Du Deiner Dienstpflcht; mehr nicht? Übungen sind zeitraubend und scheinen Dir zwecklos, denn wer sollte den Frieden stören!?! Von Jahr zu Jahr steigerte sich Dein Unternehmen. Als Du selbst Inhaber, setztest Du Alles, Dein Vermögen und das Deiner Familie in das blühende Geschäft, damit dort beides wachse und gedeihe. — — Ein schönes Heim nennst Du Dein. Rosig liegt die Zukunft vor Dir. Vielversprechend sind die kommenden Jahre für Erwerb und Leben. — — Da kommt der Krieg. — — Nichts hält Dich mehr. — — Fahrt hin Wohlleben und Zukunftsträume! Jetzt gibt es Ernsteres, Heiligeres!

Nicht eher hattest Du Rulie, bis Du an der Front. — Hier geht's um's Ganze! — Sein oder Nichtsein! — Für die Allgemeinheit — und für Dich! Hier entscheidet sich die Zukunft. Kampf ist die Losung. Standhalten die Parole. — —

Die Tage vergehen. Jahr reiht sich an Jahr. — Und immer das gleiche. — — Undurchdringlich sind die Fronten. Fest bleibt der Ring geschlossen.

Denen Du lose Jugendstreiche gewehrt, stehen Dir als Vorgesetzte gegenüber; die früher Deinem Wort gelauscht, heute befehlen sie Dir. Weitab vom Schuß hättest Du Deines Alters wegen bleiben können. Doch nein, vorne ist Dir am wohlsten; denn da gilt für alle nur eins: Stehen und Standhalten! Nur hier kannst Du alles erringen oder alles daran geben. Leichtsinzig suchst Du die Gefahr nicht; aber gehst ihr auch keinen Schritt aus dem Wege. Und dann das Schwerste. In blutigem

Ringen gerietest auch Du in Gefangenschaft. —
— — Trinke den Becher der Leiden weiter; auch
die Hefe! — — —

Ist's Trost? Ist's Leid? — gleich Dir sind
so viele, viele! — — — — —

— — Doch sie tragen den Kopf hoch, bäumen
sich knirschend auf in dem aufgezwungenen Joch
der Knechtschaft, der Sklaverei! — — —

Auch diese Zeit ist vorbei.

„Was nun?“ — — — „Was nun?“

Frage nicht. Tue das, was Du mußt. Hast
Du es noch immer nicht erkannt? Was gilt denn
heute Dein Sorgen und Streben und Arbeiten
und Ringen von früher um die Existenz des
Lebens? Alles ist hin wie ein Traum! — Wo sind

die Erfolge Deiner Arbeiten? das mühsam, im
Schweiße mit zäher Kraft Errungene? Es ist
zerschellt wie die Seifenblase im Winde.

Das Vaterland rief. Da hast Du gestanden.
Da stehe nun wieder! Liege was liegt, falle was
fällt! Tu Deine Pflicht wo das Vaterland Dich
hinstellt! Mögen auch Tausende ernten wo Du
gesät; bleibt Dir nichts von dem was Dir lieb
und teuer war; Du wirst, im Zenith des Lebens
stehend, reinen Herzens und offenen Blickes
Deine Kraft dem Vaterlande unverzagt bis zum
glücklichen Ende schenken und dann den Kampf
des persönlichen Lebens aufs neue beginnen.

Mit Gott voran!

Dir gehört die Zukunft! Dein ist das Leben!



Kriegsbild.

Am kahlen Wald verwesen tote Pferde.
Am Feldstein zuckt ein sterbender Soldat
Und kehrt das bärtige Gesicht zur Erde,
Die ihn empfangen wird wie heilige Saat.
Der Himmel färbt sich wie von seinem Blute,
Und er erblaßt, wie kalt der Abend graut.
Ein Kriegshund kommt und wittert, senkt die Rute
Und streicht zu Tal mit leisem Klage laut.

I. Franke, Freiburg (Schweiz).

Munitionstransport mit Kraftwagen in der Flandernschlacht.

Einen deutlichen Begriff von den Aufgaben und
Leistungen der Munitionsfahrer in den großen Material-
schlachten gibt die nachfolgende Skizze eines militärischen
Mitarbeiters der „Deutschen Tageszeitung“ vom 19. Oktober:
„Abends 8 Uhr kommt der telephonische Befehl, eine
Munitionsfahrt auszuführen, die bis morgen früh dauert.
Die Leute waschen sich garnicht erst. Es lohnt sich ja
nicht. Schnell gegessen und an das Rasseltier! Um
9 Uhr 15 steht die Kolonne bereit. Eifrig fauchen die
Motoren. Fahrer und Begleiter im Stahlhelm, die Gas-
masken umgehängt, sitzen sie auf der Karre. Ein Pfiff
des Führers, das Abfahrtzeichen wird gegeben, und schwer-
fällig setzen sich die eisenerbärten Ungetüme in Bewegung.
Mit donnerndem Getöse rasseln sie über das Pflaster.
Das Munitionsdepot liegt fünf Kilometer vom Unterkunfts-
ort entfernt. Um 9¹/₄ Uhr ist die Kolonne dort. Der
Kolonnenführer steht wartend an der Einfahrt und weist
die Einfahrt zu ihren Ladestellen. Nach einer halben
Stunde ist alles beladen. Die beladene Kolonne fährt
weiter, bis zur nächsten Stadt W. . . . die tag- und nacht-
über meist unter Feuer liegt. Hier teilt sich die Kolonne,
die eine Hälfte setzt sich zur Batterie X., die andere zur Bat-
terie Y., westlich T. . . . in Marsch. Der Gegner befunkt die
Straßen, auf denen er Verkehr vermutet, mit allen Kalibern.
Inzwischen ist es stockdunkel geworden. Ohne Licht
suchen die Kraftfahrzeuge ihren Weg. Leicht ist das nicht,
vom hohen Sitz über den Kühler hinweg den Weg an
frischen Granattrichtern vorbeizufinden, und manchmal
geht es hart am Rand vorbei. Manchmal hängt der Wagen
schon halb in einem Loch, dann heißt es hochwinden
oder den folgenden Wagen vorspannen. Nach einstündiger
Fahrt ist T. . . . erreicht.

Nun beginnt das Schwerste. Links und rechts, vor
und hinter T. stehen unsere Batterien. Im Schutze der
Häuseruinen halten die fünf Fahrzeuge an. Es heißt
jetzt, in größeren Abständen fahren, damit nicht alles in
Stücke geht. Links und rechts, näher und näher plätzen
unaufhörlich die Geschosse. Auf der Straße schlängelt
sich der Kraftwagen im Dunkeln zwischen den Granat-
löchern durch. Es gehört Ruhe dazu für den Fahrer. Er
muß scharf auf den Weg achten. Das Säusen der heran-
kommenden Geschosse hört er nicht, das wird übertönt
vom Motor und dem Gerassel der Eisenräder. Nur Ruhe,
nicht denken, was werden könnte, wenn ein Splitter auf
die Munition im Wagen fliegt! Die Fahrzeuge kommen
zur Batterie, werden eilends entladen und kehren auf dem-
selben Wege wieder zurück. In T. . . . warten die
drei übrigen Wagen. Mit ihnen beginnt zum zweiten
Male der Marsch. Da plötzlich gerät der mittlere Wagen
mit dem Hinterrad in einen Trichter und sitzt fest.
Alle Mann herunter, Winden heran. Schweißtriefend
arbeiten die Kraftfahrer. Da kriecht ein Volttreffer wenige
Meter hinter dem Wagen. Der Gefreite G. sinkt um, töd-
lich getroffen, zwei Kraftfahrer sind verwundet. Der Wagen
wird entladen, ist aber in der Dunkelheit nicht frei zu be-
kommen. Die beiden anderen Fahrzeuge kommen vor,
liefern bei der Batterie die Munition ab und kehren mit
ihrem toten und den verwundeten Kameraden nach T. zu-
rück. Der festgefahrene Wagen wird vorläufig seinem
Schicksal überlassen. Zurück zum Depot. Einen Wagen
gibt keine Kolonne verloren, wenn es irgend geht. Des-
halb melden sich freiwillig die müden Fahrer zur noch-
maligen Fahrt. Mit Bohlen, Winden und Ketten rollt der
Viertonner ab. Bis 10 Uhr ist es dunstig, bis dahin muß
die Arbeit getan sein. Es gelingt. Nach zweistündiger
schwerer Arbeit ist der Wagen frei.“

Grabenskat

Worte zwischen den Stichen —
Stiche zwischen den Worten.

„18? — 18! — 20? — 20! — 23? — 23! —
Mensch, reiz dir doch alleine! — Null! — Wat,
Null? Det is ja beinahe janischt! — Schon liechste
drin! — Du bist woll varickt? Die Achte jeht
doch unter. — Die Achte? Mensch, det is doch
Herzen Zehne, oben is der Streifen mit de obersten

beeden Herzen wechjerissen. — Det weeste doch allene. Stell dir man jetzt nich so dämlich an. — Na, nich so dämlich wie du. — Na, dir ham se doch zu Hause, wie de injezogen wurdest, een Daler jejem, det de nich sagen sost, wo de her bist. — Sechs Fennje an jeden. — Karo! — Wat, Popel? Da kenn ma zufrieden sinn, det et nich fimf Farben jibbt. — Det soll Kreuzað sinn? Det is Pikaß? Die Kachte mit den eenen Fettfleck is Pikaß, die mit de beeden Fettflecke is Kreuzað. Merk da doch det endlich. Allee! — Na ja, mit drei Äsern und de beeden schwarzen Jungen kann mein Ältster ooch Krank (Grand) spielen. — Jott, jetzt wimmelt der Kerl de Zehne. Flaschen kannste spielen, aba nich Skat. — Hör doch endlich uff zu mischen. In Leipzig is mal eener dran jestorm. — Jetzt schmeißt a de janzen Kachten in'n Dreck. Denn wolln wa uns doch lieba uff de Erde setz'n, da falln se nich so tief. — Den Jungen jetzt, und denn de Zehne! — Kiebitze ham vor, während un nach det Spiel det Maul ze halt'n. — Aba, so is't doch richtig. — Ick habt da doch schon mal jesagt, det Kiebitze nischt ze san ham. — Mensch, zank da doch nich mit jeden jewehnlichen zujeloofenen Kiebitz. — Null uffs Ferd (Nul ouvert) jeht rieba. — Nu weeb ick warraftig nich, wat ick spielen soll. — Wenn de kurbeln kannst: Leiakasten. — Wer spielt aus? — Immer der, wo fragt. — Wat soll ick nu bloß ausspielen? — 'ne Kachte! — Nu spiel doch endlich aus, oda wolln wa ers friehstick'n? — Jetzt jibt a mir 'ne Neune zu. Mensch, haste keene Siem? Det is ja noch weenja. — Ihr spielt woll Kompaniong? — Jetzt jibbt a

mir elf Kachten. Setz da doch mal Sonntag nachmittag hin un lern ers richtig Kachten jem. Jetzt hat a schon wieda 'n Solo mit Viern. Du brauchst woll noch Jeld vor de neue Kriegsanneihe? — Nu tauf doch endlich dein Spiel! — Du hast doch wachten jelernt. Du weest doch: de meiste Zeit des Lebens wacht (wartet) der Soldat vajibens. — Los! Zu! Wat spielst'n? — Skat! — Wat, ers stichste Kreuzað un denn spielste 'n Kreuzkeenig nach? Denn heb da doch den wenigstens bis zuletzt uff. — Det de Herzaß ausjespielt hast, wa ma nich anjenehm, det dut det zweete Mal ausspielt, kam ma komisch vor, aba det dut nu bei detselbe Spiel zum dritt'n Mal ausspieln wist is 'ne Jemeinheit! — Sa mal, bei dir piept et woll? Erst spiel ick Kreuzað aus, un du stichst et, un nu spielste mein Kreuzað selba aus? — Wie ville ham wa? — Hoch in de Neununfuffziger! — Uff een Ooge is de Kuh blind. — (Fast zu gleicher Zeit): Det is unsa Stich, det is mein Stich. Ick habe jestoch'n. — Du has vorhin nich Trumpf bedient. — Wat, ick hab nich bedient? — Un außadem haste Herzaß jestoch'n un denn selba Rot zweemal nachjespielt. — Du träumst woll? — Nee du, du weest nich mehr, wat de spielst.“ —

„Maier, Herr Leutnant läßt euch sagen, ihr möchtet bei euerm Skat nicht so schimpfen. Es ist vorn jedes Wort zu hören!“ — Wat? Wir schimpfen? Euch fehlt woll wat? Wir ham ja hier noch keen Wocht jesproch'n. Wir reden iebahaupt keen Ton beit Spiel, un außadem ham wa eben ers anjefangen!“ — — —

Aus dem „Stoßtrupp“.



DICHTUNG UND KUNST

Morgenandacht.

Von Richard Dehmel.

Sehnsucht hat mich früh geweckt;
Wo die alten Eichen rauschen.
Hier am Waldrand hingestreck't
Will ich Dich, Natur, belauschen.

Jeder Halm steht wie erwacht;
Grüner scheint das Feld zu leben,
Wenn im kühlen Tau der Nacht
Warm die ersten Strahlen beben.

Wie die Fülle mich beengt!
So viel Großes! so viel Kleines!
Wie es sich zusammendrängt
In ein übermächtig Eines!

Wie der Wind im Hafer surrt,
Tief im Gras die Grillen klingen,
Hoch im Holz die Taube gurr't,
Wie die Blätter schauernd schwingen,

Wie die Bienen faumelnd sammeln
Und die Käfer lauflos schlüpfen —
O Natur! was soll mein Stammeln,
Seh ich all das Dich verknüpfen:

Wie es mir ins Innre dringt,
All das Große, all das Kleine,
Wies mit mir zusammenklingt
In das übermächtig Eine!

Ruth.)

Er trat hastig ins Zimmer und winkte ihr zu. „Da bin ich wieder, Ruth! Endlich! Hast heute unverschämte lange auf mich warten müssen; ich glaub's schon! Sein Blick streifte flüchtig den Schreibtisch. „Ah, sind Briefe angekommen? Doch das hat ja noch Zeit. Erst will ich mich freuen, daß ich wieder bei Dir bin, o Du, Du, Du!“

Er warf sich in den Lehnstuhl und verdeckte einen Augenblick lang die müden Augen mit seinen schmalen Händen. „Du mußt heute eine sehr liebe kleine Frau sein, Ruth; Dein Frosch hats jetzt wahrhaftig nicht leicht! Im Sommer, da war das Wettermachen ein Spaß; schon wenn der erste Sonnenstrahl auf Dein Nasenspitzen fiel, wußte ich genau: heute gib's Flugwetter, alle Vögel raus gegen die Engländer! — Wie? Die Nasenspitze nimmst Du übel? Erlaube mal: Deine Nase ist höchst vornehm, außerdem liebe ich sie zärtlichst! — Ja, im Sommer, da war's leicht, da blieb die Tante Nordsee wochenlang ruhig wie eine Tasse Kamillentee. Du, was waren das für schöne Abende! Und so ganz allein hier oben im Turm, wo uns keine Leuteseele stört. So ganz das, was ich mir immer gewünscht hatte: eine Insel, und auf der Insel noch mal ein hoher Zaun um Dich herum. Es war wie im verzauberten Schloß, so mit Dir allein hoch über allen Menschen zu sein.“

Er hielt inne. Fragend blickte er zur ihr hin. „War's anders, als zauberhaft? Lächle nicht, Ruth. Bitte, lächle nicht so! Jede Dicke darf dreist lächeln, das wirkt dumm, abstoßend, riecht nach Familienabend mit Bierkneipe. Wer jedoch so fabelhaft schlank ist, wie Du, dem sollte auch das kleinste Lächeln standesamtlich verboten sein. Es sieht so wissend aus, es reizt so verteuelt, wie das Saitenspiel eines Wunderkindes.“

Er sprang erregt auf. „Nein, Du, ich kann's einfach nicht ertragen! Es ist dasselbe Lächeln, das Du aufsetzt, sobald du vor die Tür trittst. Genau so sieht es aus! Und dann beachten die Männer alles an Dir: diese Kinderschuhchen, diese schmiegsamen Bewegungen, diesen kostbaren Anputz, der jedem Kenner erzählt, wie wohl überlegt jedes einzelne Stück gewählt ist. Ich dulde nicht, daß Du so ausgehst.“ Seine Stimme war überlaut geworden; heftig erregt wandte er sich ab.

Doch sofort schlug seine Stimmung um. „Verzeih mir, Ruth,“ flüsterte er unter leichtem Erröten. „Ich weiß ja, ich tue Dir unrecht! Du kannst nichts dafür, daß Dein Lächeln so bezaubernd ist, und Du liebst ja nur mich, Du kleine Zärtliche. Ja, streichle mir den alten, törichtigen Kopf! Ach, Deine lieben, lieben Hände! Sieh, hier! — er griff in die kleine Brusttasche seines blauen Matrosenhemdes — „sieh, ich habe aus einer Photographie Deine gefalteten Hände ausgeschnitten, und dies liebe Bildchen trage ich jetzt immer auf meinem heißen Herzen. Wenn unten der Stationsleiter mich beschimpft, weil ich schlecht Wetter prophezeihen muß, dann greife ich nur an meine Brust und fühle, wie Deine frommen Hände mich beruhigen.“

Er seufzte tief auf. „Du, der Dienst ist jetzt wirklich hart. Das Wetter macht alle verdreht; sie können weder fliegen noch ihren Dünenkoller spazierenführen, und da lassen sie ihren Ungestüm an mir armem Laubfrosch aus. Wie wenn ich's ändern könnte! Ruth, ich danke meinem Schöpfer, daß ich Dich habe; ohne Dich wäre ich schon genau so durchgedreht wie die andern. Bei Dir ist Ruhe, bei Dir ist die schöne, friedliche Welt, bei Dir sind meine Sterne.“

Seine Augen waren wieder hell und fröhlich geworden. Er setzte sich an den Schreibtisch und legte große Bogen mit langen Zahlenreihen vor sich hin. Die Briefe schob er achtlos beiseite. „Jetzt will ich arbeiten, Ruth. Sei so lieb wie gestern, und störe mich nicht. Einmal muß ja dieser Krieg zu Ende gehen, und dann soll die ganze astronomische Welt sehen, daß der deutsche Gelehrte auch in der Matrosenuniform und als Wettermacher Zeit gefunden hat, die Friedensarbeiten fortzuführen. Gegen unsere geistigen Brücken zum neutralen Ausland nützen

*) Aus Horst Schöttler's trefflichem Bändchen „Plaudereien in Grau und Blau“, Verlag L. Staackmann in Leipzig. Preis kart. 2.50 M. (Siehe auch Anzeigenteil.)

dem Engländer alle schwarzen Listen nichts, da kann er nicht ran! Und ich will mit meinen schwachen Kräften am Himmel eine Brücke bauen, die Jahrhunderte und Jahrtausende überdauern wird.“

Er gab ihr noch einen langen, lieben Blick, dann begann er zu rechnen. Nach einer Weile schauerte er zusammen. „Nein, Lieb, jetzt nicht so auf den Nacken küssen“, sagte er bittend. „Sieh, sonst verrechne ich mich, und der Komet taucht ein tausendstel Sekunde früher auf, als ich voraussagte; das wäre eine Schmach für die gesamte deutsche Wissenschaft.“

Emsig arbeitete er weiter. Doch vermochte er nicht, seine Gedanken unausgesetzt auf die Zahlen einzustellen. Sobald er überlegend innehielt, wanderte sein Blick auch mal schnell zu Ruth hinüber. Er nickte ihr zu. „So fein still sitzt Du da,“ sagte er anerkennend. „Was für ein Buch liest Du denn? Ach ja, ich kenne es! Magst Du denn etwas so Ernstes? Ich küsse Deine Seele! Weißt Du, das ist ja ganz rührend lieb, daß Du nichts Seichtes liest, während ich arbeite. Sonst würde unsere Ideenwelt zu sehr auseinandergehen, und Du würdest Dich bei Deinem kalten Frosch langweilen!“ Später sagte er einmal ganz unvermittelt: „Du, Ruth, den großen Federhut kannst Du nun auch nicht mehr ewig tragen. Soviel ich davon verstehe, muß er jetzt bald unmodern werden. Wer so schönes Haar hat, wie Du, der braucht sich auch nicht mit Straußenfedern zu schmücken. Ach, Dein Haar, Deine schönen, blonden Haare. . . .“ Gewaltsam wandte er den Blick von ihr und zwang sich zur Weiterarbeit.

Plötzlich setzte er ab und lauschte. Von unten her, aus der Wachstube, trug der Wind den Gesang eines Volksliedes herauf:

„Wenn mein Schatz schlafen geht,
Denkt er an mich. . . .“

Er machte sie heimlich aufmerksam; ganz heimlich, wie wenn er fürchtete, daß der Frieden des Turmes durch eine Anknüpfung mit der Außenwelt gestört werden könnte. „Ein feines, inniges Lied,“ sagte er leise. Dann packte er seine Tabellen zusammen: „Was meinst Du, Ruth, wollen wir nicht auch schlafen gehen?“

Mitten in der Nacht drehte er noch einmal das Licht an. „Ruth, weißt Du, wie das Lied weitergeht?“

„Wenn mein Schatz weinen muß,
Weint er um mich.
Weil ich ihn hab gekränkt,
Weil er mich treulos denkt.
Wenn mein Schatz weinen muß,
Weint er um mich!“

Es ist ein trauriges, aber ein so liebes Lied.“

Kurz darauf flüstert er: „Ruth, wachst Du noch? Ja? Du, weißt Du, was ich manchmal träume? Ich sehe ein ganz kleines winziges Fröschlein vor mir, das richtig Quakquak macht, und das gleich in einer Matrosenuniform zur Welt kommt! Doch es muß immer so zierlich bleiben wie Du, und es muß Deine Augen haben, und Deine Haare, und Deine Nase, — doch: Deine Nase!“

Als am Morgen der Wecker klirrte, stellte er ihn sofort sorglich ab. Leise erhob er sich.

Während des Waschens begann er halblaut mit sich zu reden. „Ja, alter Frosch, das Wasser ist heute höllisch kalt, wie? Brrrrr? Aber es ist Dir gesund, mein Frosch! Es stärkt die Nerven! So, jetzt noch einmal mit dem ganzen Kopfe hinein, brrrrr.“ Plötzlich drehte er sich um. „Nein, Ruth, Du darfst nicht zugucken“, rief er ihr bittend zu. „Ein Mann, dem die Haare so im Gesichte kleben, sieht ganz abscheulich aus! Und überhaupt: Du sollst noch schlafen; Du brauchst viel Schlaf! Ich gehe jetzt hinunter, um die eiligen Wetterberichte weiterzugeben, und trinke unten meinen Kaffee. Wenn ich dann wieder hinaufkomme, hat meine rosige Ruth inzwischen ausgeschlafen.“

Er warf einen dicken Mantel über und schlich auf Zehenspitzen hinaus.

Doch schon kurze Zeit darauf kam er die steile Treppe zum Turm polternd hinaufgesprungen. Sein Gesicht strahlte in freudiger Erregung. „Ruth, Ruth! der Urlaub ist bewilligt! Endlich! Endlich hat der Stationsleiter einen Vertreter für mich gefunden. Und ich großer Esel hatte schon seit Monaten jede Hoffnung aufgegeben, hatte längst nicht

mehr an Urlaub gedacht! Freust Du Dich nicht, Ruth? Wie? Du sagst ja kein Wort! Ruth, sag doch, wie sehr Du Dich freust! Ruth! Ruth!“

Er schwieg plötzlich und faßte sich mit beiden Händen an den Kopf. Die große Erkenntnis kam wie ein schmerzliches Erwachen über ihn. Langsam blickte er an seinen vier Wänden entlang.

Dort sah er Ruth, Ruth, Ruth in ungezählten Bildern, die er seinerzeit beim Abschied zusammengetragen hatte. Diese Bilder waren ihm Ruth, die zärtliche, die stille, die verständnisvolle geworden; mit ihr hatte er das Leben und jeden Gedanken geteilt. Die andere Ruth, die ihm gelegentlich einen dürftigen Brief schrieb, wohnte weit, weit weg in der Großstadt. Sie trug seinen Namen, doch sie besaß nicht seine Seele; sie wußte nicht, wie dankbar, froh und kindlich er sein konnte.

Mit traurigen Blicken nahm er Abschied von der Gefährtin seiner schönsten Stunden. „Ruth, Du warst mir alles“, sagte er wehmütig, — — „so wie ich Dich liebe, kann ich keine andere lieben.“

Herbst.

Herbstnebel — — grau in grau die Welt,
Kein einz'ger Stern am Himmelszelt,
Leise fällt Blatt um Blatt — — —
Wohl dem! der, wenn es Abend wird,
Nicht einsam durch das Weltall irrt —
Wohl dem, der eine Heimat hat!

E. Lorbeer.

Die werdende Macht.

Roman von Otto von Gottberg.

Copyright 1914 August Scherl, G. m. b. H., Berlin.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Ohne Signale!“

Heydebreeg warf auf des Geschwaderchefs Befehls- worte nicht mehr Flaggen hoch, sondern rief Weisungen zur Brücke des Kommandanten hinab. Der „Burggraf“ schwenkte. Sieben Fahrzeuge folgten. Ihre Kommandanten mußten des Führers Vorhaben ahnen und mit seinem taktischen Glaubensbekenntnis so vertraut sein, daß sie auch fahren konnten, wie er plante, wenn von zerschossenen Masten einmal weder Signale wehten noch Funken knatterten.

Kurz vor zwölf Uhr mittags sprachen wieder bunte Flaggen: „Diese Übung ist beendet“.

Kapitänleutnant Barenheim ging von der Brücke in die Kammer, die vor ihm des Flaggleutnants älterer Bruder bewohnt hatte. Neben eingegossenem Wasserpfeifen warte der Bursche mit dem langen Rock auf dem Arm. Während er das Bordjackett auszog, riefen die Bootsmannspfeifen die Mannschaft zum Backen und Banken. Nach dem Säubern und Ankleiden ging er durch das Halbdunkel des Kasemattendecks zur Kajüte des Admirals und Kommandanten im Achterschiff.

Vor der Tür erwies der Posten mit blankem Seitengewehr Honneur. Unwillkürlich trat Ernst leiser in dem feierlichen Schweigen um den Sitz der Kommandogewalt. Die Stille ernster Würde hing auch in der Kajüte. Noch war niemand zum Essen gekommen. Nach einem Blick über die Speisenfolge auf dem gedeckten Tisch sah er durch den Raum, der dem in der lärmenden Enge der Bordwelt Wohnenden ein reiches, weites Riesenreich schien. Vier Kanonen, größer als Feldgeschütze, die ihre Mäuler auf geschlossene Luken in den Bordwänden richteten, blinkten mit geputztem Messing wie Zierat in dem Raum, der auch Gefechtsfeld werden konnte. Zwölf Bullaugen erhellten ihn. Achtern stand ein grüner Konferenztisch zwischen zwölf Stühlen. An ihm sprach der Admiral zu den Kommandanten oder der Befehlshaber des Schiffs zu seinen Offizieren. Polstersessel hinter Tischchen in den Ecken boten Sitz für Gäste.

An Land hätte das Zimmer dem Mittelstand wohl stattlich, aber auch schlicht gegolten. An Bord weckte es in jungen Herren, die aus ihrer Koje mit den Ellbogen an Stahlwände stießen, die Vorstellung einer schier märchenhaften, in dem Schweigen doppelt feierlichen Pracht. Ein Blick hinein spornte Leutnants zum Streben nach der Kommandogewalt, die ihren Trägern den unerhörten Luxus von Raum, Luft und Stille bot.

Durch eine Tür in der Vorderwand auf Backbordseite trat der Kommandant aus seinen Zimmern. Noch immer übel gelaunt gab er Barenheims Gruß zurück. Rumkow wurde in dem weiten Reich nie seines Lebens froh. Auf anderen Fahrzeugen herrschte der Kommandant allein. Er teilte es mit dem Admiral, der Kammern gegenüber den seinen auf der Steuerbordseite bewohnte. Also fühlte er sich geduldeter Gast, wo die Altersgenossen Herren waren.

Der Zweite und der Erste Admiralstabsoffizier, der Flaggleutnant und Rusbeck, der heute zu Tisch geladene Navigator, sagten nacheinander ihr „Mahlzeit“. Der Steward ließ von den Ordonnanzen in weißem Leinenzeug schon die Suppe auftragen, als hastig der Admiral eintrat. Sofort trat er zum Stuhl: „Mahlzeit, meine Herren!“

Die Gesellschaft nahm Platz und löffelte in schweigender Eile die Suppe. Vor ein Uhr mußte abgedeckt sein, da die Kommandanten zum Admiral befohlen waren. Der Geschwaderchef begann ein Gespräch mit Rusbeck, der als Gast an seiner Linken saß. Ohne den Ärger des gekränkten Verwandten sah Ernst heute, wie der Gefürchtete sich nach dem Dienst als Kamerad zu geben verstand. Er scherzte mit Rusbeck über die Fähnriche vom „Burggraf“. Als wohl einziger Admiral der Marine sah er auch die gelegentlich an seinem Tisch, und wie es sich schickte, hatte das Jungvolk nicht gewagt, seine Einladungen zu erwidern. Aber er wollte auch mit den angehenden Kameraden verkehren, um sie erziehen zu können, und hatte neulich zu den Kommandanten gesagt, er wundere sich, daß die Fähnriche ihn noch nie zu Tisch gebeten hätten. Natürlich hatte sich bald der dienstälteste Fähnrich im knappen, kurzen Feströckchen mit weißem Hemdbusen bei ihm melden lassen und gesagt: „Die Fähnrichmesse erlaubt sich gehorsamst, Eure Exzellenz für morgen mittag zum Essen einzuladen“. Da hatte er unter den jungen Herren gesessen und ihnen von den Tagen der Fregatte, von dem blanken, blitzsauberen smart ship unter vier Masten und weißen Segeln erzählt, bis den Kindern der See der Kopf brannte. — Rusbeck meinte, sie bedauerten nun, daß sie nicht auf Apfelfähnen unter Leinwand, sondern auf einem Linienschiff unter Rauchfahne fuhren.

Der Admiral lachte: „Dann ist mein Zweck erreicht!“ Er hob die Augen zur Tafelrunde: „Viel habe ich von Fregatten auch nicht mehr gesehen, aber doch eine schöne Jugend gehabt. Wir waren noch wirkliche Leutnants, obwohl wir freilich nicht wußten, warum wir dienten. Wenn ein Gegner gekommen wäre, hätten wir eigentlich nichts tun können, als mit einer Zigarre in die Munitionskammer gehen.“

Er schwieg und hing den Erinnerungen an jene Tage nach. Da war zum erstenmal ein König von Preußen in Admiralsuniform, die noch die Trauerzeichen um zwei Kaiser trug, unter seine Seeoffiziere getreten. Von großen Plänen, von einer Fahrt zu künftiger Herrlichkeit wurde bald in den Messen geraunt, bis von Herz zu Herz und Mund zu Mund die frohe Kunde flog: „Wir sollen eine Flotte haben!“ Da hatte ihn der Rausch gepackt, der Rausch des Mannes von verhaltener Arbeitsfreude und Tatenlust, der endlich spürte, daß er Hirn und Hände regen dürfe. Leib und Seele hatte er in den Dienst geschleudert, der See und dem Beruf sich vermählend, nicht mehr gespürt, daß er ohne Heim, Frau und Verwandte ein Einsamer unter den Menschen war. Fast Übermenschliches gab es zu leisten, und der Versucher hatte ihn auf den Berg geführt, vor dem die schöne Welt mit ihrem Lebensbehagen lag. Dem Torpedobootskommandanten flüsterte er zu: „Warum plagst du dich trotz deines Reichtums, der für den rußigen Kahn bezahien könnte?“ Heute spürte er den Lohn für das Ausharren auf dem Platz dienstlicher Pflicht. Auch seine Arme hatten als die eines

Helfers des großen Organisators die werdende Macht betreut. Sein Blick fiel auf Ernst. Und bevor sich das Alter meldete, hatte jetzt das Werben einer kleinen Frau ihm Verwandte, einen Neffen und eine Nichte, gebracht.

Das Essen war verzehrt. Er stand auf: „Ernst, rauchst du eine Zigarre bei mir?“

„Ich bitte darum.“

Sie setzten sich in die Sofaecke beim Torpedoabwehrgeschütz. Der Steward brachte Kisten voll großer Havannazigarren. Der Onkel lebte wohl einfach unter Offizieren, aber gönnte sich sonst viel Luxus und streute Geld so schnell aus, wie die Silberquelle in Colorado gemünztes Gold in seine Kassen sprudelte.

Er warf den großen, braunen Kopf mit weißer Stirn über die Lehne zurück und blickte in das Glimmen des weit von den Augen gehaltenen Krauts: „Hat dir dein Vater erzählt, was es zwischen uns gab?“

„Ja.“

„Weißt du, ob er einmal von der Dame gehört hat?“

In dem forschenden Blick las Ernst einen Schimmer von Sehnen. Vielleicht war die alte Wunde noch nicht verharscht.

„Unlängst, aber mehr glaube ich nicht sagen zu dürfen.“

„So . . . Gegen ein Verbot deines Vaters kann ich dich nicht zum Sprechen auffordern. Übrigens wäre sie nun wohl zu alt.“

Und er konnte wieder lachen mit dem frohen, aber auch jugendlichen Lachen des Mannes, dem das Schlafenhaar in sauberem und strengem Dienstleben ergraut war.

Wie für sich sprach er weiter: „Schließlich begegnet sie mir doch noch einmal!“

Da schob er das vierkantige Kinn vor und hatte etwas vom Raubtier, das sich zum Sprung auf die Beute rüstet: „Sprechen wir von anderem!“

Sofort kam Ernst auf das Thema des Tischgesprächs zurück. Auch den Onkel schien es zu interessieren. Er erzählte von den ersten mißlungenen, fast komischen Versuchen, deutsche Kampfschiffe zu bauen. Denkmäler des Lächerlichen seien sie gewesen.

„Aber wenn wir auch viel nachzuholen haben, denke ich doch, daß der Herrgott von Preußen uns gnädig gewesen ist. Er ließ eine deutsche Flotte erst werden, als der Seemann hinter dem Soldaten zurücktreten mußte, und auf die Erziehung von Soldaten haben wir uns immer verstanden. Dahingestellt sei, ob die Engländer als Seeleute leistungsfähiger sind als wir. Zu erwarten wäre es ja. Ganz gewiß aber sind sie nicht bessere Soldaten, und das moderne Schiff braucht vielleicht weniger den geschickten Seemann als den tüchtigen Soldaten. Es soll nicht Welten umsegeln, sondern soldatisches Kampfinstrument sein. Es muß wohl schwimmen, aber mehr Waffe als Fahrzeug sein, und darum dürfte nicht der Seemann, sondern der Wassersoldat das nächste Trafalgar gewinnen. Nichts liegt mir ferner, als uns Siege zu prophezeien, aber wir brauchen uns nicht zu verhehlen, daß wir vor unseren Gegnern den Vorteil der Erziehung durch Soldaten voraushaben. Unsere Sprache verstanden die Stosch und Caprivi nicht zu reden. Was Backen und Banken war, wußten sie nicht, aber sie trugen den Geist des preußischen Offizierskorps aufs Wasser und weckten in uns soldatisches Vertrauen in die Waffen. Wenn wir nur genug hätten!“

„Woran fehlt es, Onkel?“

„An allem, namentlich bald auch an Personal. Wir verstehen nicht, bei der Stange zu bleiben. Jedes Schrittchen vorwärts verkünden wir der Welt mit Posaunenstößen. Dann glaubt das Volk, wir wären dem Ziele nahe, während uns des Gegners stete, schweigende und ununterbrochene Arbeit heute in der Luft und morgen unter Wasser überholt. Er rechnet nüchtern und methodisch, sein Baueifer erlahmt nie, während wir in allzu kurzen Sprüngen vorgehen. Darum könnte ich mir Sorgen machen, wenn wir nicht den Trost hätten, daß wir von der Entscheidungs-

fahrt nicht heimzukehren brauchen. Die Suppe schwerer Not werden auslöffeln die Schreier und Schreiber, die ihre Hände auf die Staatskasse halten.“

„Die Kommandanten, Exzellenz!“ meldete Brühl.

Aufstehend sah Ernst acht Kapitäne zur See eintreten, acht Herren über je tausend Mann und über je zwanzigtausend Tonnen Stahl im Wert von vierzig Millionen. Leicht genug schienen sie der Verantwortung Schwere auf den straffen Schultern gesunder Vierziger zu tragen, während sie um den Admiral am Konferenztisch niedersaßen.

Neben dem Zweiten Admiralstabsoffizier im Hintergrund der Kajüte hörte Barenheim den Onkel die Übungen des Vormittags besprechen. Aus seinen knappen, niemals groben Worten klang doch eine Schärfe, die bei Lob oder Tadel stets eins von acht Gesichtern rötete oder auch bleicher schimmern ließ. Dann hob er die Stimme: „Meine Herren, ich habe einen Befehl des Flottenkommandos bekenntzugeben. Brühl, lesen sie bitte!“

Nur den Sinn des Befehls verstand Ernst beim Lauschen. Die Ausbildung der Besatzungen sollte vor Beginn der Sommerreise statt wie sonst zu den Herbstmanövern beendet sein. Den Grund verschwieg der Befehl, aber bekannt war er wohl jedermann im Raum. Im August war eine Entscheidung auf dem Balkan zu erwarten. Dann mochte eine Großmacht den Wunsch spüren, Forderungen über den Mund der Geschütze zu stellen.

Doch die acht Herren am grünen Tisch waren Soldaten, aber nicht Politiker. Sie spürten nur, daß wieder einmal unter Hochdruck gearbeitet werden sollte. Dagegen sträubte sich das Gefühl der Verantwortung, die sonst so leicht auf ihren straffen Schultern lag.

Rumkow schüttelte den wieder zornroten Kopf. Metzners Unmut ließ ihn mit den Fingerspitzen auf der Tischplatte trommeln. Der dicke Vincke warf den Rücken gegen die Stuhllehne und blickte mit ingrimmigem Gleichmut zur Decke, als denke er: Ich wasche mir die Hände wie Pilatus! Der lange Erfel räusperte sich als Dienstältester zum Widerspruch. Aber der Vizeadmiral schnitt ihm das Wort ab: „Meine Herren, ich kenne und würdige Ihre Einwände, aber kann sie nicht gelten lassen. Sie haben den Befehl gehört. Ich danke.“

In langen, hastigen Schritten ging er zur Tür seines Arbeitszimmers in der Vorderwand der Kajüte.

„Da soll doch . . . Das ist ja zum . . .“ klangen in Empörung acht Stimmen durcheinander. Am lautesten protestierte Rumkow im Gehen. Unmögliches dürfe von Offizieren und Leuten nicht gefordert werden. Kirschrot war noch sein Gesicht, als er zehn Minuten später die Offiziere um sich auf der Schanze versammelte. Schweigend hörten sie den Befehl. Stumm gab jedes Gesicht Kritik und Antwort: Unmöglich.

Der Kommandant entließ die Herren. Mit dem Ersten Offizier und Kapitänleutnant Barenheim habe er noch zu sprechen.

Ernst trat zur Seite, denn während die Kameraden davongingen, wendete der Kommandant sich zum I. O. Korvettenkapitän Berkenhagen ließ den Vorgesetzten ausreden, aber dabei zitterte sein graumeliertes Spitzbart in zorniger Erregung. Endlich hörte Barenheim ihn antworten: „Herr Kapitän, ich kann weder Offiziere noch Leute mehr anstrengen, als schon geschieht.“

Rumkow ließ die Hand neben der Hüfte durch die Luft schneiden: „Ich kenne Ihre Einwände und verstehe sie vielleicht, aber Sie haben den Befehl gehört.“

Er tat jetzt, als schiene ihm die Ausführung so einfach wie leicht. In Gegenwart des Ersten Offiziers sprach er mit Barenheim und erklärte ihm, wie er gleichzeitig den Dienst beim Stab und auf dem Schiff tun könne. Dabei überkam Ernst eine Ahnung, was von ihm und seinen Leuten in der verkürzten Arbeitszeit gefordert wurde. Das ging nicht, durfte nicht sein. Auch Berkenhagen war ja gleicher Ansicht. Protestierend geriet nochmals der Korvettenkapitän, im Wunsch, seine Untergebenen-

zu schützen, fast mit dem Kommandanten aneinander. Rumkow schnitt ihm das Wort ab und ging.

Barenheim trat vor den ersten Offizier: „Herr Kapitän, es ist mir nicht möglich, meine Leute . . .“

Ein messerscharfer Blick aus Berkenhagens Augen ließ ihn verstummen: „Sie haben den Befehl gehört“, sagte I O. und hastete in das Schiff, das jetzt auf das Signal „Pfeifen und Lunten aus“ nach der Mittagrast wieder zu lärmenden Dienstleben erwachte. Die Divisionen von je etwa hundert Mann traten vor ihren Offizieren ins Glied und lösten sich auf Kommandos in kleinere Gruppen. Unteroffiziere bildeten Kreise um Offiziere, die ihnen den Befehl bekanntgaben. Entrüstung sprach aus den Mienen der Hörenden. Ihre Lippen wagten Einspruch. Überall hieß die Antwort: Was befohlen ist, wird gemacht!

Dann schien Ärger, Erregung, zugleich aber schon der Wille, in Hast das Unmögliche zu leisten, durch jeden

Zuruf, durch jedes Kommando zu zittern. Rumkow sogar ging durch die Kette der Abteilungen und spornete beim Exerzieren an den Geschützen, beim Richten der Torpedorohre, beim Keulenschwingen der Heizer, beim Turnen und Tauknoten von Matrosen zur Eile an. Berkenhagen drang auf Ruhe und Gründlichkeit. In gleichem Eifer wollten sie auf verschiedenen Wegen die Sache des Dienstes fördern und platzen als zwei verschiedene Typen während der nächsten Tage und Wochen aufeinander. Rumkow, als langjähriger Marineattaché in Tokio und Washington der Front entwöhnt, hielt wenig von dienstlichem Kleinkram. Das Zusammenarbeiten einer Abteilung, etwa einer Bedienungsmannschaft im Geschützturm, wollte er sehen, spüren, fühlen. Berkenhagen, ein Fanatiker gründlicher Einzelausbildung, zögerte, mit einer Gesamtheit einen Schritt vorwärts zu tun, ehe jeder Mann seine Handgriffe im Schlaf zu leisten verstand. (Fortsetzung folgt).

Bücherschau.

Der Krupp'sche Kleinwohnungsbau. Ein Kapitel Heimatpflege.

Vor uns liegt ein mit zahlreichen Bildertafeln und Hausplänen geschmücktes Heft, das die Gesellschaft für Heimkultur in Wiesbaden herausgegeben hat, die Sonderausgabe eines größeren jetzt im Erscheinen begriffenen Krupp-Werkes.

Krupp — was dies kurze Wort für uns und die Welt zu sagen hat, wissen wir alle. Dasselbe Wort, das uns den Hochstand der Kriegsindustrie anzeigt, der Industrie, die so viel Kummer und Leid über die Menschheit bringen muß, es hat auch einen anderen versöhnlichen Klang. Scharen von Angehörigen der Völker, die uns heute als Feinde gegenüberstehen, haben wohl in den letzten Jahren vor dem Kriege einen wohltuenden Eindruck mitgenommen von dem, was die Firma Krupp auf dem Gebiete der Wohlfahrtspflege für ihre Arbeiter leistet.

Und uns Internierten führt dieses Buch recht eindringlich vor Augen, wie auch jetzt, oder auch gerade während des Krieges zu Hause gearbeitet und gebaut wird an der Verschönerung und Verinnerlichung des Heimes, somit der Heimat. Nicht nur Fachleute, alle die Sinn und Verstand, Interesse besitzen für die Erhaltung und Hebung, für die zweckmäßige und schönheitliche Ausgestaltung unserer Wohnstätten wie der Stadtbilder, müssen helle Freude an solchen Veröffentlichungen empfinden. (Wir Berner hatten ja in den letzten Wochen die günstige Gelegenheit, Proben neudeutscher Baukunst von Kleinwohnungs- wie von Großbauten aller Art auch plastisch in der Werkbund-Ausstellung vor uns zu sehen.) Den Zurückkehrenden muß sich die Liebe zur angestammten Scholle, das Heimatgefühl vertiefen in dem Bewußtsein, daß man sich in Deutschland — auch eine Folge des Krieges — bei der Schaffung von Heimstätten immer mehr nicht nur von den Forderungen reiner Zweckmäßigkeit, sondern auch von den Gesetzen der Schönheit leiten läßt.

Hier handelt es sich um den Kleinwohnungsbau, der in der Stadt, im vorliegenden Falle in Essen, dem Mietskaserneneiend steuern soll. Was ein trauliches Haus, ein Eigenheim — auch solche bietet Krupp und viele andere große Unternehmungen — bedeutet, empfinden ja die aus dem Felde kehrenden am lebhaftesten. Der Krieg hat ja manches Stadtkind zum ersten Mal hinausgeführt aus seinen engen Straßen, aus der staubigen Werkstatt — keiner von ihnen wird sich zurücksehnen nach ein paar öden Stuben im vierten Stock eines Steinkastens mit der Aussicht auf einen dumpfen Hinterhof, sondern nach einem freundlichen Hauswesen.

Dieser Sehnsucht des deutschen Kriegers will man Rechnung tragen, und im Programm des Kruppschen Wohnungsbaues liegt es auch, „durch seine Anlagen für Invalide und bejahrte Werksangehörige Anregungen für die Kriegsverletztenfürsorge zu geben.“

Zu dem Werkchen selbst: Ihm voran steht eine Skizze des Krupp'schen Stammhauses, 1822 errichtet und noch erhalten, ein Idyll inmitten des gigantischen Betriebes. Darunter, ein Kulturdokument und Denkmal deutschen Geistes, die Widmung des Erbauers und der Grundstein zum Kleinhausbau:

„Vor fünfzig Jahren war diese ursprüngliche Arbeiterwohnung die Zuflucht meiner Eltern. Möchte jedem unserer Arbeiter der Kummer fern bleiben, den die Gründung dieser Fabrik uns verhängte. 25 Jahre blieb der Erfolg zweifelhaft, der seitdem allmählich die Entbehrungen, Anstrengungen, Zuversicht und Beharrlichkeit der Vergangenheit endlich so wundervoll belohnt hat. Möge dies Beispiel andere in der Bedrängnis ermutigen, möge es die Achtung vor kleinen Häusern und das Mitgefühl für die großen Sorgen darin vermehren. Der Zweck der Arbeit soll das Gemeinwohl sein, dann bringt Arbeit Segen, dann ist Arbeit Gebet. Möge in unserem Verbandsverbande jeder vom Höchsten zum Geringsten

sein häusliches Glück dankbar und bescheiden zu begründen und zu befestigen streben, dann ist mein höchster Wunsch erfüllt.

Alfred Krupp,

25 Jahre nach meiner Besitzübernahme."

Es folgt ein Rundgang durch die hübschen anheimelnden Kleinwohnungsanlagen. Durch die besondere Betonung einzelner Gebäude, denen man eine große sachliche Form gibt, schmückte man das Straßenbild. Kleine Schmuckpunkte an bestimmten Stellen, Einfügungen von reizvollen Holzarchitekturen, die an die heimischen Bauformen anklängen, gestalten es abwechslungsreich.

In seinem Begleittext gibt Dr. Ing. Hermann Hecker, der verdienstvolle Leiter der Bauberatungsstelle Düsseldorf die ästhetische Würdigung des Werkes und stellt für die Fachleute die Fragen der Architektur, da eben „die Architektur des Wohnungsbaues die örtliche Bauweise vorbildlich beeinflussen soll“ in den Mittelpunkt seiner Erläuterungen.

„Wartburgstimmen.“ Das dritte Liebesgabenheft der **„Breslauer Hochschul-Rundschau“** für die deutschen Studenten im Felde steht im Zeichen der Erinnerung an das urbarschaftliche Wartburgfest vor 100 Jahren. In Aufsätzen führender akademischer Schriftsteller werden die bis in die unmittelbare Gegenwart fortwirkenden Einflüsse dieser erhebenden Feier an einer der Hauptstätten deutscher Kultur dargelegt. Weit über den eigentlichen schwarz-rot-goldenen Rahmen hinaus erwuchs die Veranstaltung der akademischen Freiheitskämpfer von 1813, 14 und 15 zu einem machtvollen Bekenntnis deutschen Nationalgefühls, mit dem sich auch 1914 die Angehörigen sämtlicher studentischer Verbände unterschiedslos zu gemeinsamer Waffenbrüderschaft die Hand gereicht haben. So arbeitet die Breslauer Hochschul-Rundschau mit diesem Heft wieder an der Verwirklichung ihres Leitgedankens, die Beseitigung vorhandener Gegensätze innerhalb der Studentenschaft auch für die Zukunft anzubahnen. Das auch äußerlich ansehnliche, 52 Seiten starke Heft enthält daneben noch mehrere vorzügliche Gedichte. Es ist zum Preise von 1 Mark vom Breslauer Akademischen Verlage W. Finsterbusch, Breslau 2, Teichstraße 31 zu beziehen.

Vom Isonzo zum Balkan. Herausgegeben von Oberst Alois Veltzé, Abteilungsvorstand im K. u. K. Kriegsarchiv unter Mitwirkung von Dr. Paul Stefan, Franz Th. Csokor und E. A. Rheinhardt. R. Piper & Co., Verlag, München. 1917. Preis 3 Mark.

Der Band teilt mit den andern an dieser Stelle besprochenen Kriegsbüchern aus dem Piper'schen Verlage, „Das schöne Ostpreußen“, „Das schöne

Kurland“ und „Wilna, eine vergessene Kunststätte“, die geschmackvolle Ausstattung, den deutlichen Druck und besonders den reichen Schmuck an gewählten, vortrefflich wiedergegebenen Bildern. Er ist der erste der Serie „Aus dem Kriegsland Österreich-Ungarns“ (2. Band: Tirol und Kärnten; 3. Band: Galizien, Polen, Siebenbürgen), die dazu berufen ist, den Ländern zu danken, die für die ganze Monarchie leiden müssen, indem sie zeigen, welche Schätze der Natur, welche Reichtümer an landschaftlichen Schönheiten und kulturellen Werten in diesen Grenzländern verborgen sind, indem sie auf die Geschichte zurückgreifen und wieder vor Augen führen, wie ihre Bewohner lebten und stritten. Wie die heute heiß umkämpften Gebiete waren und in der Umgestaltung des Krieges werden, das schaut man im Bilde, das erläutert der Text.

Isonzogebiet — Alpenpforte und Brückenkopf der Ungarischen Tiefebene; Triest und Fiume-Abläufe der mitteleuropäischen Verkehrsader; Belgrad, ihr Donaukreuzungspunkt; Serajewo die Berühmte; Lovcen—Cettinje—Cattaro; Ragusa, die alte Kunststadt, interessieren sie nicht genug, um das Verlangen zu erwecken, wieder einmal neue Einzelheiten über sie zu erfahren, sie von anderer Seite beleuchtet zu sehen, die Vorstellung von ihnen durch Beschauen zahlreicher photographischer Aufnahmen zu klären und zu ergänzen? Am Triglav, dem Hüter Österreichs, beginnt das Kriegsland, das über Istrien, Dalmatien, Montenegro und Albanien sich hinzieht, Serbien umfaßt und am Eisernen Tore endet. Auf diesem Wege begleitet uns das Buch in Wort und Bild. „Das Kunstgeschichtliche von den Gestaden der Adria“ und eine Schilderung der „Wunder Dalmatiens“ sind in besonderen Abschnitten beigegeben.

Der Erdstrich vom Isonzo zum Balkan stellt sich auf fast allen Karten geographischer und geschichtlicher Atlanten als einer der buntesten Europas dar; in erschöpfender Fülle, die nichts unberührt lassen will, auf alles hinweisen möchte, was das Land lieb und wert macht, sprudelt der Aufsatz von Dr. Paul Stefan. Er gliedert nach Landschaften, deren Bodenbeschaffenheit, Bewässerung, Flora und Fauna, Bevölkerung und politische Kulturgeschichte, deren Bedeutung im Weltkrieg er mehr oder weniger eingehend beschreibt und darzutun sucht. Durch bunte Aneinanderreihung, die des inneren Zusammenhanges entbehrt, will er unterhalten und für seinen Gegenstand erwärmen.

Ein einheitliches abgeschlossenes Thema dagegen behandelt Franz Theodor Csokor in dem zweiten Abschnitt des Buches „Kunstgeschichtliches von der Adria“. Eines der sonderbarsten Kunstkonglomerate des Abendlandes wird hier von einem Gelehrten behandelt, dem die bildenden Künste Ausdrücke vergangener Zeiten sind, der in ihnen einen Spiegel nicht nur der Eigentümlichkeiten der häufig wechselnden, oftmals nur vor-